

Formen des Selbstkategorisieren: Überlegungen zu einem Analyserahmen

May, Michael

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

May, M. (2019). Formen des Selbstkategorisieren: Überlegungen zu einem Analyserahmen. *Widersprüche : Zeitschrift für sozialistische Politik im Bildungs-, Gesundheits- und Sozialbereich*, 39(153), 59-75. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-79839-6>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Michael May

Formen des Selbstkategorisierens Überlegungen zu einem Analyserahmen

Zum Anlass dieses Beitrages

Heinz Steinert hat darauf hingewiesen, dass im Hinblick auf Etikettierung die Zuschreibung bestimmter Kategorien „auf eine bestimmte Handlung oder Person [...] wesentlich besser untersucht“ (1979: 389) sei als die „gesellschaftliche[.] Gewinnung und Festlegung“ (ebd.) jener Kategorien sowie „der Umgang der betroffenen Person mit solchen Kategorisierungen“ (ebd.). Bezüglich Letzterem hat schon Goffman (vgl. 1967: 18ff.) unterschiedliche Formen des *Stigmamanagements* unterschieden, wobei er diese stärker auf die „Wahrnehmbarkeit“ (ebd.: 64f.) körperlicher Attribute bezieht. Demnach ist der Einfluss von Etikettierungen im Sinne herrschaftlichen Fremdkategorisierens auf die subjektive *Ich-Identität* – wie Goffman (ebd.: 16f.) dies nennt – bei ihm selbst noch unterbelichtet, obwohl sein Begriff des *Stigmamanagements* sich dafür zweifellos öffnen ließe.

Heinz Steinert selbst hat eine heuristische Typologie vorgelegt, die mit Verweis auf viele empirische Untersuchungen nicht nur verschiedene Varianten der Übernahme von Etikettierungen in das Selbstbild umfasst, welche zum Teil auch Parallelen zu den von Goffman herausgearbeiteten Varianten von *Stigmamanagement* aufweisen. Darüber hinaus fokussiert er auch noch Formen eines subjektiven Umgangs mit Kategorien, die sich selbst mit einem erweiterten Begriff von *Stigmamanagement* nicht mehr fassen lassen. Gemeint sind Formen eines „Selbstkategorisierens“ (Steinert 1979: 392), welche als „Selbstdarstellung [...] kollektiv und organisiert oder auch individuell erfolgen kann“ (ebd.).

Dieses *Selbstkategorisieren* hat in den letzten Jahren eine besondere Zuspitzung erfahren. So verweisen z.B. Susemichel und Kastner auf die im Queerfeminismus inzwischen existierende „unüberschaubare Vielzahl an Unterkategorien sogenannter non-binärer Geschlechtsidentitäten, die sich zwar allesamt weder klar und konstant männlich oder weiblich definieren, aber dennoch großen Wert auf ihre jeweils spezifische nichtbinäre Identitätskonfiguration legen“ (2018: 126).

Die Frage stellt sich, wie solch freiwilliges *Selbstkategorisieren* zu erklären ist und wie es kommen kann, „dass ausgerechnet die queere Identitätskritik zu einer explosionsartigen und euphorischen Vervielfältigung von Identitätskategorien“ (ebd.) geführt hat, deren Grenzen „mitnichten aufgelöst, sondern im Gegenteil immer enger gesteckt“ (ebd.) zu werden scheinen.

Eine erste Annäherung liefert die *self-categorization theory* (SCT), wie sie von Turner et al. (1987) zur Analyse der kognitiven Voraussetzungen und Mechanismen entwickelt wurde, die es den Menschen überhaupt erst ermöglichen, sich als Gruppenmitglieder zu identifizieren.

Theorie der Selbstkategorisierung

Turner et al. (vgl. 1987: 44) gehen in ihrer SCT davon aus, dass die einer Person zugänglichen kognitiven *Repräsentationen* des Selbst als *Kategorisierungen* in Form von Ähnlichkeiten innerhalb einer Klasse sowie Unterschieden zwischen Klassen organisiert seien. Vor diesem Hintergrund fasst Turner *Selbstkategorisieren* als einen aktiv-interpretativ-wertenden Prozess, „reflecting a complex and creative interaction between motives, expectations, knowledge and reality“ (1999: 31).

Schon Goffman (vgl. 1967: 72ff.) hat zwischen der, die Unverwechselbarkeit jeder Einzelperson akzentuierenden, *persönlichen Identität*, welche sich an ihrer körperlichen Erscheinung und vor allem an ihrer Biographie festmache, und der auf Mehrfachzugehörigkeit zu verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen, Organisationen und Kulturen basierenden *sozialen Identität* (vgl. ebd.: 9ff.) unterschieden, welche mit der Übernahme jeweils damit verbundener sozialer Rollen sowie der *Repräsentation* entsprechender Eigenschaften einhergehe. Darüber hinaus postuliert er (vgl. ebd.: 133f.) noch eine *Ich-Identität*, die als subjektive Erfahrung und Selbstreflexion der Person in diesen beiden anderen nicht aufgehe, wohl aber in Bezug auf die soziale Umwelt und in der Selbstdarstellung auf sie zurückgreife.

Insofern geht Goffman davon aus, dass die kulturellen Muster *sozialer Identität* und die mit ihnen verbundenen Vorstellungen von Normalität nicht nur in der Wahrnehmung und Zuweisung von Identität im Hinblick auf das soziale Gegenüber angewendet werden. Seiner Auffassung nach bildeten sie auch in der Weise einen Bestandteil der subjektiven *Ich-Identität*, dass die normativen Identitätsstandards in das *Ich-Ideal* eingehen, von dem aus das Ich (als subjektive Erfahrung der tatsächlichen Identität) wahrgenommen und eingeschätzt werde. Dabei nimmt Goffman weiterhin an, dass *soziale* und *persönliche Identität* zwar dahingehend miteinander verbunden seien, dass die subjektive *Ich-Identität* die Pluralität der *sozialen* ebenso in sich vereinige wie den Wandel der Biographie,

dass jedoch je nach sozialer Situation *soziale* und *persönliche Identität* durchaus unterschiedliche Gewichtung erfahren könnten.

Letzteres ist auch eine der zentralen Prämissen der SCT. Der zufolge könnten *soziale* und *persönliche Identität* simultan wirksam werden. Die Relevanz derjenigen sozialen Kategorie, der sich ein Individuum jeweils zuordnet, variierte aber abhängig vom Kontext und der Situation sehr schnell. Turner spricht von einer „cognitive redefinition of the self“ (1984: 528). Die SCT greift in diesem Zusammenhang auf das sozialpsychologische Konzept der *Salienz* zurück. *Salienz* meint, dass ein bestimmtes Merkmal – entsprechend dem Figur-Hintergrund-Theorem der Gestaltpsychologie – aus seinem Kontext hervorgehoben und dadurch dem Bewusstsein leichter zugänglich sei als andere, sodass sich die Aufmerksamkeit auf dieses richte. Grund dafür könne sein, dass dieses Merkmal für die betreffende Person aufgrund ihrer Ziele oder ihrer momentanen Motivation gerade besonders bedeutsam sei. Bestimmte Merkmale könnten jedoch auch aufgrund der Situation und des Kontextes unabhängig von den Zielen der wahrnehmenden Person die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und sich letztlich sogar gegenüber diesen durchsetzen.

Die Wahrnehmung solcher Merkmale erfolge dabei stets im Zusammenhang mit sozialen Kategorisierungen, indem z.B die entsprechenden Attribute als Charakteristika einer bestimmten kulturellen Gruppe die Person an deren eigene Zugehörigkeit zu dieser erinnerten. *Salienz* bestimme somit auch, inwieweit die *persönliche* und/oder *soziale Identität* in einer solchen Situation relevant werde. Werde die Selbstwahrnehmung und das damit korrespondierende Handeln von der *persönlichen Identität* bestimmt, verweise dies auf eine Akzentuierung von Individualität. Wenn sich Personen jedoch in einer Situation sehr stark als Mitglieder einer ganz bestimmten Gruppe wahrnehmen und aufgrund dieses Hervorstechens der damit korrespondierenden *sozialen Identität* ihre Ähnlichkeiten mit den anderen Gruppenmitgliedern übermäßig akzentuierten, definierten sie ihr Selbstverständnis entsprechend den Bedürfnissen, Besonderheiten und Normen dieser In-Group, was ihr individuelles Handeln zu einem kollektivem werden ließe. Da dabei auch ihre Selbstwahrnehmung entpersonalisiert werde, bezeichnet die SCT diesen Prozess als *Depersonalisierung*. Ähnlich wie das Verhältnis zwischen *sozialer* und *persönlicher Identität* sieht die SCT solche Prozesse der *Depersonalisierung*, wie auch der Akzentuierung von Individualität, entsprechend der jeweiligen *Salienz* von Situation zu Situation variieren. Sie betrachtet sie somit als gleichermaßen dynamisch und variabel wie kontextabhängig.

Sieht schon Goffman *soziale Identität* durch eine Abstufung von allgemeinen und spezifischen Bestimmungen gekennzeichnet, unterscheidet Turner drei Ebenen von Selbst-Kategorisierungen, wobei eine Kategorie, die in der Hierar-

chie ganz oben steht, mehrere untergeordnete Kategorien mit einschlieÙe, aber niemals durch eine einzige untergeordnete Kategorie vollständig beschrieben werden könne. Entsprechend ordnet er der obersten Ebene die Kategorie *Mensch* im Unterschied zu anderen Lebewesen oder Gegenständen zu. Auf der mittleren Ebene werden für ihn In-Group/Out-Group-Kategorisierungen vermittelt einer Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen, Organisationen und Kulturen sowie Unterscheidungen von anderen im Zusammenhang mit der jeweiligen *sozialen Identität* relevant. Die unterste Ebene schließlich betrifft kategorisierende Unterschiede zwischen einem selbst und anderen In-Group-Mitgliedern vor dem Hintergrund der jeweiligen *persönlichen Identität*.

Ansätze zu einer dialektischen Aufhebung der Selbstkategorisierungstheorie

Ein Erleben von sich selbst als unterschiedlich zu anderen muss jedoch nicht automatisch zu einem (*Selbst-*)*Kategorisieren* führen. Von daher stellt sich die Frage, was die Gründe dafür sind? Die SCT vermag dies nicht zu beantworten, weil sie von der kognitiven *Repräsentation* in Form von *Kategorisierungen* als Prämisse ausgeht. Ebenso stellt sich die Frage, ob Selbstwahrnehmungen stets mit *Identifikationen* verbunden sein müssen, wie das nicht nur die SCT, sondern auch Goffman in ihren jeweiligen Überlegungen zum Verhältnis von *sozialer* und *persönlicher Identität* unterstellen. Selbst wenn heute Heiner Keupps „Metapher von der ‘Patchwork-Identität’“ (2005: 4; vgl. Keupp et al. 2008) sich großer Verbreitung erfreut, verweist der Begriff der *Identität* sogar bei Goffman darauf, dass zumindest zu einem bestimmten Zeitpunkt eine „Selbstgleichheit oder Gleichheit mit anderem“ (Jörissen 2010: 92) festgestellt wird. Auch vermag Goffman mit seinem Begriff von Ich-Identität lediglich das Ergebnis des von sozialen Bedeutungen überformten Prozesses von Selbst-Gewahrwerdung zu einem bestimmten Zeitpunkt zu fassen.

Demgegenüber zielt Meads (2015) „prozessuale[r] und insofern diachron zu verstehende[r] Begriff des ‘self’“ (Jörissen 2010: 101) auf „eine *reflexive* Figur der Einheit“ (ebd.: 92) dieses Prozesses in seiner Gesamtheit. Überzeugend arbeitet Jörissen heraus, dass Mead nicht nur terminologisch zwischen *self* und *identity* „als ‘Identität mit ...’ (einer Gruppe, einer Romanfigur) [...], die ein organisiertes »self« bereits *voraussetzt*“ (ebd.), deutlich unterscheidet. Nach meiner daran anschließenden Lesart von Mead muss dieses *self* also keineswegs zwangsläufig mit (*Selbst-*)*Kategorisierungen* in Form von Abgrenzungen oder einer „Identifikation mit anderen“ (ebd.: 92) einhergehen. Jörissen zeigt darüber hinaus, dass das von Mead begrifflich gefasste *self* „gerade nicht fest-gestellt [ist], wie es eine Identität

(zumindest zu einem gegebenen Zeitpunkt) sein muss. Es ist nicht einmal klar abgrenzbar vom sozialen Handlungskontext“ (ebd.: 101).

Vor diesem Hintergrund korrespondiert Meads Begriff von *self* auch mit neueren, auf der Basis von Säuglingsbeobachtungen entwickelten Theorien der Entstehung und Konsolidierung eines (Kern-)Selbstempfindens in Verbindung damit, dass Säuglinge zunächst regelmäßige innere Gefühlsqualitäten erlebten. Stern (vgl. 1992: 83 ff.) spricht von *Vitalitätsaffekten*, in späteren Arbeiten, um deren Charakter als fließende Muster zu verdeutlichen, von *Vitalitätskonturen* (vgl. 1998: 85). Diese verwiesen auf *Invarianten* im Erleben der von ihnen selbst oder anderen ausgehenden Handlungen. Zugleich entwickle sich darüber eine Geschichtlichkeit des – wie Stern es nennt – *affektiven Selbst*. Wenig später in der Entwicklung – aber immer noch weit früher, als dass solche *Repräsentationen* in Form von kognitiven Kategorisierungen erfolgen könnten, – nähmen Säuglinge dann auch differentielle Kontingenzen wahr. Diese stärkten in dem Maße die Unterscheidungsfähigkeit von *Selbst* und Objekt, wie sie darüber nach und nach lernten, dass ein Objekt anderen Gesetzen gehorche als das *Selbst* und dass es den eigenen Handlungen nicht vollständig unterworfen werden könne.

Obwohl die von mir andernorts differenziert analysierten *Selbstregulierungen* (vgl. May 2004 vor allem 104ff.), über die sich auf diese Weise ein kohärentes *Selbst*- und Objektempfinden herstellt, sich schon allein darin unterscheiden, dass die „Umwelt nur sensorisch, Körperwelt dagegen sensomotorisch rückgekoppelt repräsentiert“ (Schmidt 1990: 16) wird, finden sich in der Literatur vielfältige Konstellationen, in denen sich ein *Selbst* als nicht klar abgegrenzt von Objekten erlebe, mit denen es interagiert. So z.B. wenn Piaget (vgl. 1975: 39ff.) in seiner Dialektik von *Assimilation* und *Akkomodation* postuliert, dass in der funktionalen *Assimilation* ein Objekt zu einem organischen Teilstück einer Handlungsabfolge werde und mit ihr dergestalt eine unmittelbare Gesamtheit bilde, dass subjektiver und objektiver Anteil nicht auseinanderzuhalten seien. Michael Winkler spricht bezüglich des aus gelingender Aneignung „erwachsenden Subjektivitätsmodus“ (1988: 152) sogar von einem der *Identität*, während er bei „nichtvollzogene[r] Aneignung“ (ebd.) einen Modus *absoluter* (ebd.: 157ff.) und *relativer Differenz* (ebd.: 163ff.) unterscheidet.

Auch in Bezug auf soziale ‘Objekte’ werden z.B. in der modernen Säuglingsforschung erstaunliche Übereinstimmungen zwischen Säuglingen und sorgenden Personen beobachtet. Ich habe dies als *gelingende Selbstregulierungen* nicht nur im Beziehungs-, sondern auch Binnenverhältnis der Beteiligten zu rekonstruieren versucht, wo jeweils zugleich bestimmte Merkmale bzw. Eigenschaften und Vermögen *salient* werden (vgl. May 2004: 115ff.). Ebenso wurden in mikroanaly-

tischen Untersuchungen psychodynamischer Therapieprozesse solche Situationen beobachtet und mit dem ursprünglich aus der Säuglingsforschung (vgl. Sander 2009: 207ff.) stammenden Begriff von *Begegnungsmomenten* als „dyadische[r] Bewusstseinszustand“ (Stern et al. 2012: 69) von höchster „affektive[r] Intersubjektivität“ (Stern 2005:179) zu fassen versucht.

Zweifellos sind solche *Begegnungsmomente* ebenso wie Prozesse gelingender Aneignung mit starken *Selbst*-Erfahrungen verbunden. Sie verweisen jedoch darauf, dass ganz unterschiedliche Formen der *Repräsentation* eines Selbst zur Geltung kommen können. Symboltheoretisch im Anschluss an Susanne Langer (1992) und Alfred Lorenzer (2006) betrachtet, stützt sich *Kategorisieren* auf eine *diskursive* – begriffliche – Symbolik. Diese erfüllt primär eine *denotative* Funktion, trachtet also das Kategorisierte – und dies gilt auch für das eigene Selbst – entsprechend auf ganz bestimmte Merkmale einzugrenzen. Demgegenüber wird in *Begegnungsmomenten* eine primär non-verbale, *präsentative* – darstellende – Symbolik in Form *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* – wie Lorenzer sie nennt – wirksam. In diesen aber schwingen diverse affektive und emotionale Bedeutungskomponenten mit, denen somit primär eine *konnotative* Funktion zukommt. Ja, es können in *Begegnungsmomenten* – und das nicht nur bei Säuglingen – auch Dimensionen *sinnlich-unmittelbarer Interaktionsformen* zum Tragen kommen, die gar nicht symbolisch *repräsentiert* werden, dennoch aber möglicherweise maßgeblich das affektive *Selbst*-Empfinden prägen.

Vor diesem Hintergrund kann die Hypothese gewagt werden, dass ein *Kategorisieren* von sich selbst und anderen vor allem dann zum Tragen kommt, wenn es gerade nicht zu einer problemlosen Kooperation mit anderen (auch sozialen) *Objekten* kommt. Noch plausibler scheint die umgekehrte Hypothese, dass ein *Kategorisieren*, welches sich ja stets als Unterordnung von *Objekten* unter die jeweilige *Kategorie* vollzieht, solchen Prozessen einer Feinkalibrierung tendenziell entgegensteht. So erfordern diese doch subtile – von mir als *lebendige Arbeit* von *Selbstregulierungen* theoretisierte – Abstimmungsprozesse diverser Eigenschaften und Vermögen im Binnen- wie im Beziehungsverhältnis der beteiligten Personen.

Systematisiert nach Lorenzers Unterscheidung von *sinnlich-unmittelbaren*, *sinnlich-symbolischen* und *sprachliche-symbolischen Interaktionsformen* lassen sich weitere Prädispositionen im Hinblick auf ein (*Selbst*-)*Kategorisieren* postulieren. So ist vor dem Hintergrund der angesprochenen Forschungen zu einem Kernselbstempfinden von Säuglingen davon auszugehen, dass wenn diese in den *sinnlich-unmittelbaren Interaktionsformen* Bedrohung und Überwältigung erfahren, sich nur ein reduziertes und fragmentiertes Selbsterleben herausbildet, was später in der Reduzierung der Wahrnehmung auf ganz bestimmte Merkma-

le und der besonderen Akzentuierung kognitiver Kontrolle zu entsprechenden *Selbstkategorisierungen* prädisponiert. Aufgrund dessen, dass solche Menschen der sozialen Umwelt vor dem Hintergrund ihrer frühkindlichen Erfahrungen tendenziell eher skeptisch begegnen, dürften diese *Selbstkategorisierungen* eher Aspekte dessen akzentuieren, was in der SCT als *persönliche Identität* gefasst wird, ohne dabei jedoch aufgrund der Fragmentierungserfahrung eine emphatisch verstandene *Individualität* ausprägen zu können. Auf der anderen Seite lässt sich auch hypostasieren, dass streng ritualisierte *sinnlich-unmittelbare Interaktionsformen*, die zu entsprechend starren prozeduralen *Repräsentationen* führen, ein *Selbstkategorisieren* begünstigen, da diese ja immer mit bestimmten *salienten* Reizen verknüpft sind. Je nach Konstellation dürften diese mal mehr die *persönliche*, mal mehr die *soziale Identität* akzentuieren.

Mangelnde Kontingenzerfahrungen wären systematisch wohl an der Grenze zwischen *sinnlich-unmittelbaren* und *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen* anzusiedeln. Bezüglich des daraus resultierenden mangelnden Selbstbewusstseins lässt sich annehmen, dass es ebenfalls zu einem *Selbstkategorisieren* prädisponiert, in denen vermutlich vor allem *soziale Identitäten* im Sinne der SCT akzentuiert werden. Auch die von Stern (vgl. 1992: 285ff.) untersuchten Prozesse der selektiven Abstimmung auf der Ebene *sinnlich-symbolischer Interaktionsformen* dürften zu einem solchen *Selbstkategorisieren* in der Akzentuierung entsprechender *sozialer Identitäten* prädisponieren. Dies gilt vor allem für jenen Modus, den er *tuning* nennt, welcher sozial erwünschte Lebensäußerungen des Kleinkindes übertrieben positiv aufgreift, unerwünschte jedoch missachtet oder herunter-tunt.

Am Beispiel der Folgen von *tuning* wird eine weitere, schon bei Goffman und ansatzweise auch der SCT anklingende Bedeutung des Begriffs der *Repräsentation* deutlich. Es geht dabei nicht nur um sensomotorische oder symbolische oder sogar kategorial organisierte *Repräsentationen* in der Selbstwahrnehmung. Vielmehr werden die *getunten* Eigenschaften und Vermögen auch sozial in einer akzentuierten Weise äußerlich in entsprechenden *sinnlich-symbolischen Interaktionsformen repräsentiert*. In der Terminologie der SCT wären diese zu Recht als *Depersonalisierung* zu fassen – in der von mir bevorzugten (vgl. May 2004: 139ff.): als *Entfremdung*. Deutlich zu unterscheiden sind solche *Repräsentationen* nur ganz bestimmter, jeweils sozial erwünschter Merkmale von dem, was als *Selbst-Verwirklichung* bezeichnet werden könnte. Wenn Marx im Kapital schreibt, dass die industrielle Produktion „den Arbeiter in eine Abnormität [verkrüppelt], indem sie sein Detailgeschick treibhausmäßig fördert durch Unterdrückung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen“ (1988: 381), dann gilt dies auch für *tuning*. Entsprechend argumentieren auch Horkheimer/Adorno in der *Dialektik der Aufklärung*, dass „die

ökonomisch bestimmte Richtung der Gesamtgesellschaft, die seit je in der geistigen und körperlichen Verfassung der Menschen sich durchsetzte, [...] die Organe des Einzelnen verkümmern [läßt], die im Sinne der autonomen Einrichtung seiner Existenz wirkten“ (1986: 229f.) und – wie zu ergänzen wäre – dies auch noch unter entsprechenden Bedingung weiterhin vermögen. *Tuning* ist die Erziehungstechnik, die das Streben der menschlichen Organe nach allseitiger Verwirklichung in der individuellen Reproduktion so umzulenken vermag, dass eine gesellschaftliche Reproduktion als kapitalistische dahingehend befördert wird, dass Menschen, die ein systematisches *tuning* erfahren haben, auch in ihrem späteren Leben kaum wirkliche Befriedigung erfahren können und deshalb ständig danach hecheln, ebenso wie sie von einer Bestätigung durch andere abhängig bleiben.

Zur Psycho- und Soziogenese von Kategorisierungen

Wie schon angedeutet, bedient sich *Kategorisieren* stets der Denotationen *sprachlich-symbolischer Interaktionsformen*. Allerdings sind bezüglich dessen, wie *Kategorisierungen* vorgenommen werden, deutliche Unterschiede festzuhalten. So unterscheiden Horkheimer/Adorno, ob in der „kategoriale[n] Arbeit“ (1986: 227) ein

„Urteil [...] auf dem wirklichen Vollzug der Synthesis“ (ebd.) oder „auf blinder Subsumtion“ (ebd.) beruht. Letzteres impliziert, „besinnungslos die Dinge durch die Denkmodelle hindurchzusehen, durch die termini technici, welche beim Zerfall der Sprache jeweils die eiserne Ration ausmachen. Der Wahrnehmende ist im Prozeß der Wahrnehmung nicht mehr gegenwärtig. Er bringt die tätige Passivität des Erkennens nicht mehr auf, in der die kategorialen Elemente vom konventionell vorgeformten ‘Gegebenen’ und dieses von jenen neu, angemessen sich gestalten lassen, so daß dem wahrgenommenen Gegenstand sein Recht wird. Auf dem Felde der Sozialwissenschaften wie in der Erlebniswelt des Einzelnen werden blinde Anschauung und leere Begriffe starr und unvermittelt zusammengebracht“ (ebd.: 227f.).

Im Anschluss an Horkheimer/Adorno hat wie kein anderer Alfred Lorenzer diesen „Zerfall der Sprache“ (ebd.) untersucht. Haben schon Horkheimer/Adorno in dem, was sie im Antisemitismus-Kapitel ihrer *Dialektik der Aufklärung* „Ticket-Denken“ nennen, verdeutlicht, wie „[a]nstelle von Erfahrung [...] das Cliché, anstelle der in jener tätigen Phantasie fleißige Rezeption“ (ebd.) tritt, hat Lorenzer (vgl. 1972: 138ff.) diesen Begriff von (in seiner Schreibweise) *Klischee* sozialisationstheoretisch ausgearbeitet. Dabei geht er davon aus, dass Kleinkinder allein deshalb darauf angewiesen seien, die sie unmittelbar versorgenden Erwachsenen als ‘gute’ zu repräsentieren, weil sie nur so überhaupt eine Chance hätten, von ihnen die nötige Liebe zu bekommen. Deren ‘böser’ Anteil müsse hingegen „ausgestanz“ (ebd.) bleiben und werde „als fixierte bewusste Interaktionsform,

d.h. Klischee [...] blind verschoben“ (ebd.) auf eine feindliche Umwelt. „Familie, [...] Freundschaft, vertraute Subjekte und Objekte erhalten den Anteil libidinöser Zuneigung, der aus der Beziehung mit Außengruppen abgezogen ist – denen fällt dafür der Zuschlag an feindlicher Aktivität zu“ (ebd.), was die von der SCT auf der mittleren Ebene angesiedelten In-Group/Out-Group-Kategorisierungen in zentraler Weise tangiert.

In überzeugender Weise hat Lorenzer (vgl. ebd.: 142) herausgearbeitet, dass dieser in der Interaktion zwischen sorgenden Erwachsenen und Kleinkindern weitgehend unbewusst einsozialisierte Mechanismus *klischeehaften Kategorisierens* nicht allein innerpsychische Konflikte, wie sie von der Psychoanalyse und anderen psychodynamischen Theorien thematisiert werden, in eine äußere gegensätzliche Beziehung zu transformieren und darüber zu fixieren vermag. Ebenso hat er dargelegt, wie in ähnlicher Weise sich dieses Mechanismus bedienend auch das aus den inneren Widersprüchen der kapitalistischen Produktionsverhältnisse heraus erwachsende kämpferische Potenzial sich vermittels *klischeehaftem Kategorisieren* nach außen ablenken, ja sogar in „herrschaftsfungible Aggression“ (ebd.) verkehren lässt.

An Lorenzer anschließend habe ich (vgl. May 2005) gezeigt, wie ein *klischeehaftes*, binär vergeschlechtlichendes (*Selbst-*)*Kategorisieren* dazu beiträgt, *lebendige Arbeit*, die die Basis für Autonomie darstellt, in 'freiwillige' Unterwerfung unter den Verwertungsprozess umzumünzen. So lassen sich all diejenigen Arbeitsvermögen, welche für die Gebrauchswertseite der kapitalistischen Produktion erforderlich sind, aber dessen Produktionsverhältnisse in Frage stellen, über ihre Kategorisierung als typisch 'weibliche' ihres gesellschaftsverändernden Stachels berauben. Umgekehrt können im Zusammenhang der industriellen Mehrwertproduktion entstehende Probleme und Härten dann als Herausforderung an 'männliche' Bereitschaft und Stärke kategorisiert werden.

Der Versuch mit Hilfe von *klischeehaftem Kategorisieren* die entsprechende „Leerstelle“ zu füllen, die im Zusammenhang mit Desymbolisierungen beim Aufeinandertreffen unvereinbarer Interaktionsformen entsteht, ist jedoch nur eine Variante des Umgangs mit solchen Widersprüchen, die Alfred Lorenzer sozialisationstheoretisch ausdifferenziert. Eine weitere von ihm analysierte Möglichkeit ist, dass die zugrunde liegenden Konflikte zwar in den *sprachlich-symbolischen Interaktionsformen* ansatzweise aufgenommen würden, jedoch immer im Bestreben, diese selbst mit Hilfe von „Isolierungsmechanismen“ (ebd.: 134) und „punktuellen Verdrängungen“ (ebd.) konsistent zu halten. In dem Maße, wie sich die *sprachlich-symbolischen Interaktionsformen* damit insgesamt von der ursprünglichen bedrängenden Emotionalität entfernten, ginge diese mit einer „Vergegenständlichung der Subjekt- bzw. Objektrepräsentanzen“ (ebd.) in den entsprechenden *Kategorisierungen*

gen einher bis hin zu einer „Verdinglichung“ (ebd.) in Form „unelastischer Zeichen, in denen der Zusammenhang mit den zugrunde liegenden Interaktionsformen unterbrochen ist“ (ebd.). *Zeichen* ist damit Lorenzers Begriff auch für jenen Prozess, in dem – in den Worten von Horkheimer/Adorno – „blinde Anschauung und leere Begriffe starr und unvermittelt zusammengebracht“ (1986: 228) werden.

Wenn Lorenzer bezüglich *klischeehaften Kategorisierens* auf dessen gesellschaftliche Funktionalisierung hingewiesen hat, zeigt sich darin in zugespitzter Form ein Zusammenspiel von Psycho- und Soziogenese (Elias 1997), wie es auch schon Horkheimer und Adorno für das *Ticket-Denken* dargelegt haben. Adorno hat dies dahingehend zusammengefasst, dass „[d]er Prozeß der Mechanisierung und Bürokratisierung [...] von den Menschen, die ihm unterworfen sind, Anpassung in einem neuen Sinn“ (1986a: 371) dahingehend verlange, dass sie, „um den Anforderungen gerecht zu werden, die das Leben in all seinen Bereichen an sie stellt, bis zu einem gewissen Grad sich selber mechanisieren und standardisieren“ (ebd.) müssten, was mit entsprechendem *Selbstkategorisieren* einhergeht.

Adorno folgend müsste *stereotypisches (Selbst-)Kategorisieren* für Menschen umso relevanter werden, „je mehr sie darauf angewiesen sind, in übermächtige Organisationen und Institutionen sich einzufügen“ (ebd.). Sein Argument ist, dass sie doch besser fahren, „wenn sie des eigenen Urteils und der eigenen Erfahrung sich begeben und selber die Welt schon so verhärtet und verwaltungsmäßig sehen, wie es im Sinn jener Organisationen liegt, die über ihr Fortkommen entscheiden“ (ebd.). Im Hinblick auf die in der SCT unterschiedenen hierarchischen Ebenen hat Adorno mit Horkheimer zusammen dargelegt, wie das, was sie den „psychologischen [...] inneren Kleinbetrieb“ (1986: 229) nennen, nun nicht mehr jener „schmerzhaften inneren Dialektik von Gewissen, Selbsterhaltung und Trieben“ (ebd.) bedürfe, wie sie in den klassischen Modellen der Psychoanalyse theoretisiert wurde. Vielmehr werde nun „durch die Hierarchie der Verbände bis hinauf zur nationalen Verwaltung entschieden, in der Privatsphäre durchs Schema der Massenkultur, das noch die letzten inwendigen Regungen ihrer Zwangskonsumenten in Beschlag nimmt“ (ebd.).

Henri Lefebvre spricht diesbezüglich von einer „bürokratische[n] Gesellschaft des gelenkten Konsums“ (1972: 99). Weiter noch als Horkheimer/Adornos Begriff von *Ticket-Denken* scheint mir sein Begriff von *gesellschaftlichen Repräsentationen* (Lefebvre 1977: Bd II: 69) zu tragen, mit dem er zum einen eine Form von *Kategorisieren* bezeichnet, die für gewöhnlich „recht konfus mit den Termini ‘Ideologie’, ‘Kultur’, ‘Erkenntnis’ bezeichnet“ (ebd.) wird. Lefebvre verdeutlicht, wie diese als „Repräsentationen der Gesellschaft“ (ebd.) mit entsprechenden „Normen, Modelle[n], Werte[n], kollektive[n] und zwingende[n] Verhaltensweisen, Reglementierungen und Kontrollen“ (ebd.) verbunden sind. Sie entsprächen deshalb

zugleich „im Innern der Psychostruktur den Regulierungen, die dem Ganzen eine (relative) Stabilität sichern“ (ebd.), indem sie „den gegenseitigen Ausgleich zwischen Bedürfnissen und Wünschen gewährleisten“ (ebd.) und so Frustrationen verschleiern bzw. Ansprüche und Abweichungen hemmen. Auf diese Weise beeinflussten sie die individuelle Reproduktion auf eine Weise, dass die gesellschaftliche Reproduktion als kapitalistische nicht gefährdet werde.

Geht dies schon über Horkheimer/Adornos Überlegungen zum *Ticket-Denken* hinaus, hat Lefebvres Begriff von *gesellschaftlicher Repräsentation* aber noch eine weitere Bedeutung, die ursprünglich auf Marx (vgl. 2009) berühmten „achtzehnte[n] Brumaire des Louis Bonaparte“ zurückgeht: nämlich wie sich Menschen mit ihren Interessen in der Gesellschaft *repräsentiert* sehen können. Vor diesem Hintergrund lassen sich die von der SCT auf der mittleren Ebene thematisierten In-group/Out-group-Kategorisierungen im Hinblick auf bestimmte Gruppen, Organisationen und Kulturen als *Rationalisierungen* der Reproduktion von *Institutionen* im Spannungsverhältnis von individueller und gesellschaftlicher Reproduktion vermittels solcher *gesellschaftlichen Repräsentationen* rekonstruieren. Der schon von Horkheimer/Adorno herangezogene Begriff von *Institution* verweist dabei auf diverse Formen „bewusst gestalteter oder ungeplant entstandener stabiler, dauerhafter Muster menschlicher Beziehungen, die in einer Gesellschaft erzwungen oder durch die allseits als legitim geltenden Ordnungsvorstellungen getragen und tatsächlich ‘gelebt’ werden“ (Hillmann 1994: 373).

Rahel Jaeggi (vgl. 2009: 533ff.) unterscheidet in diesem Zusammenhang verschiedene (Intensitäts-)Grade von *Institutionalisierung* als Aggregatzustände sozialer Praxis in Form einer „*Hierarchisierung des Raumes von Gründen*“ (ebd.: 537) für entsprechendes Handeln, die zugleich den „Raum praktischer Fragen“ (ebd.) eingrenzen und damit zur Aufrechterhaltung entsprechender Praktiken beitragen. Mit diesem überpersönlichen Moment der Hierarchisierung beanspruchten *Institutionen* „immer auch eine dem konkreten Fall übergeordnete Rationalität im Interesse des Funktionierens von – eben: institutionellen – Handlungsabläufen“ (ebd.). Im Anschluss an Helga Cremer-Schäfer und Heinz Steinert (vgl. 2014: 61ff.) lassen sich *Institutionen* dann dahingehend unterscheiden, mit welchen *Kategorisierungen* sowie damit korrespondierenden Interventionstypen sie jeweils einen *Raum von Gründen* und *praktischen Fragen* im Sinne Jaeggis abstecken.

Rationalität und *Rationalisierung* vermittels entsprechender *Kategorisierungen* hat damit zumindest eine doppelte Bedeutung als *Begründung* und *Effizienzsteigerung* solcher *institutionalisierter* Praktiken. Im Anschluss an Lorenzers Überlegungen wäre jedoch noch eine dritte Bedeutung von *Rationalisierung* im psychoanalytischen Sinne der Abwehr bedrängender Emotionalität mit einzubeziehen. Vor

diesem Hintergrund lässt sich die These formulieren, dass *zeichenhaftes Kategorisieren* im Sinne Lorenzers mit starren *institutionellen* Strukturen korrespondiert.

Dass auch vermittelt *Kategorisieren* realisierter *Rationalisierungen* sich in *Institutionen* menschliches Handeln „objektiviert“ (Jaeggi 2009: 539), kann als ein „entscheidender Aspekt der produktiven, positiven Wirkung von Institutionen“ (ebd.) betrachtet werden, jenseits dessen dass dies auch über *Zeichen* erfolgen kann. Nicht zuletzt an der Art des *Kategorisierens* entscheidet sich allerdings, welchen Charakter diese „Verselbständigungsmöglichkeit“ (ebd.) von Praktiken im Spannungsfeld zwischen individueller und gesellschaftlicher Reproduktion annimmt. So kann vermittelt eines *verdinglichenden – zeichenhaften* im Sinne Lorenzers – *Kategorisieren* „die subjektive Ontologie dieses epistemologisch objektiven Gebildes verleugnet, kaschiert, negiert“ (ebd.: 541) werden. Demgegenüber arbeitet Jaeggi als Charakteristikum einer – wie sie sie nennt – *guten*, also *lebendigen Institution* heraus, „dass sie sich nie einfachhin reproduziert, sondern immer wieder der neuen, aneignenden Interpretation und der reaktualisierenden Affirmation bedarf“ (ebd.: 543). Dies schließt aus meiner Perspektive *identifizierendes Kategorisieren* aus, sondern erfordert ein (*Selbst-*)*Kategorisieren*, das bisher (herrschaftlich) blockierte, objektive Möglichkeiten fokussiert.

Damit aber ist zurückzukommen zu dem ja als ein Anlass für diesen Beitrag fungierenden Phänomen, „dass ausgerechnet die queere Identitätskritik zu einer explosionsartigen und euphorischen Vervielfältigung von Identitätskategorien“ (Susemichel/Kastner 2018: 126) geführt hat, deren Grenzen „mitnichten aufgelöst, sondern im Gegenteil immer enger gesteckt“ (ebd.) zu werden scheinen. Dass im „Queerfeminismus [...] Geschlecht, Sexualität, Begehren [...] nur mehr identitätsförmig begreifbar zu sein [scheinen], nicht als Produkt gesellschaftlicher Verhältnisse, die fast unentrinnbar sind, aber sehr wohl kritisiert werden können“, deutet Koschka Linkerhand (2017: 56 f.) als „neue Ticketmentalität“ (ebd.).

Identität, Ticket, Repräsentation?

Mit dem Postulat, dass die „neoliberale Vorstellung von Freiheit [...] jede einzelne auf[fordert], aus dem bunten Topf der Möglichkeit ihr ganz individuelles Identity-Ticket zu ziehen und zu Markte zu tragen“, sucht Koschka Linkerhand (2017: 56 f.) Überlegungen von Horkheimer/Adorno weiterzutreiben. Wie bereits angedeutet, hatten diese mit ihrem Theorem eines *Ticket-Denkens* ja zu fassen versucht, wie die „umständliche seelische Apparatur“ (Horkheimer/Adorno 1986: 229), welche „das einigermaßen freie Zusammenspiel der Subjekte ermöglicht, in dem die Marktwirtschaft bestand“ (ebd.), zu einem „psychologischen Kleinbetrieb“ (ebd.)

umgebaut wird ähnlich dem, wie vermittels „Konkurrenz die leistungsfähigere zentralisierte Form“ (ebd.) des Warenhauses „das Spezialgeschäft alten Stils“ (ebd.) ersetzt. Im Warenhaus – und in den marktförmigen Angeboten des Internets erst Recht – wird auch die von Linkerhand als „neoliberal“ gekennzeichnete „Freiheit“ anschaulich, ist doch – Horkheimer/Adorno zufolge – „[s]ofern den Einzelnen Entscheidung noch überlassen scheint, [...] diese [...] wesentlich vorentschieden“ (ebd.: 230). Zweifellos gilt dies auch für jene von Linkerhand fokussierten queeren *Identity-Tickets*. Allerdings scheint das Passepartout „neoliberale Vorstellung von Freiheit“ (Linkerhand 2017: 56) als Aufforderung, ein solch „ganz individuelles Identity-Ticket zu ziehen und zu Markte zu tragen“ (ebd.), keine hinreichend spezifische Erklärung für genau dieses Phänomen zu sein.

In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass Horkheimer/Adorno die eigentliche „Basis der Entwicklung, die zum Ticketdenken führt“ (1988: 233), in der „universale[n] Reduktion aller spezifischen Energie auf die eine, gleiche, abstrakte Arbeitsform“ (ebd.) sahen. Vor diesem Hintergrund hat Heinz Gess verdeutlicht, dass im „Ticketdenken [...] dieselbe Verkehrung, dieselbe Übertragung des Affektes vom Gebrauchswert auf den Tauschwert wirksam [ist] wie im Warenfetischismus. Es ist insofern ein später Abkömmling des Warenfetischismus und damit Bestandteil jenes Kitts, der die Warengesellschaft zusammenhält“ (2009: 26). Dies ist denn auch der Hintergrund, vor dem Horkheimer/Adorno die Wahl eines Tickets – und sei es auch die eines „progressiven“ – als „Anpassung an den zur Wirklichkeit versteinerten Schein [...], der durch solche Anpassung sich unabsehbar reproduziert“ (1986: 231), deuten.

Geradezu polemisch verweisen sie deshalb auch darauf, dass „[d]ie Freiheit auf dem progressiven Ticket [...] den machtpolitischen Strukturen, auf welche die progressiven Entscheidungen notwendig hinauslaufen, so äußerlich wie die Judenfeindschaft dem chemischen Trust“ (ebd.: 233) sei. Zwar betonen sie, dass „die psychologisch Humaneren von jenem angezogen“ (ebd.) würden. Allerdings verwandelt aus ihrer Perspektive „der sich ausbreitende Verlust der Erfahrung auch die Anhänger des progressiven Tickets am Ende in Feinde der Differenz“ (ebd.: 233f.), wohnt für sie doch der „Ticketmentalität“ (ebd.) eine „Wut auf die Differenz [...] teleologisch inne[...]“ (ebd.).

Psychologisch gesprochen würde ich bevorzugen, statt von *Wut* nicht nur im Hinblick auf die queeren *Identity-Tickets* von einer auch darin nur halbherzig gebannten bzw. rationalisierten *Angst* vor Differenz zu sprechen. Denn über das diesbezügliche Angebot an (*Selbst-*)*Kategorisierungen* werden zwar Differenzen jenseits von Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität anerkannt. Zugleich aber werden diese vermittels des *Kategorisierens* wieder eingehegt und auch die

eigene Geschlechtlichkeit sowie das eigene Begehren über die *identitär* gewählte *Selbstkategorisierung* entsprechend ein- und abgrenzend zugerichtet.

Stützen lässt sich dies einerseits durch die an Horkheimer/Adorno anschließende These Gerhard Vinnais, dass in einer Gesellschaft „in der die abstrakte, quantifizierende Rationalität des Kapitalverhältnisses dem Besonderen, der Differenz, entgegensteht“ (1982: 142), notwendigerweise auch die unbewusste Angst vor Geschlechterdifferenzen übergroß sein müsse. Wenn Vinnai am Beispiel der ‚männlichen‘ Heterosexualität zeigt, dass auch diese, wenngleich „in quantitativ verschiedenem Ausmaß [...] durch das geprägt [ist], was die Psychoanalyse an der Homosexualität ausgemacht hat: Funktion, Stütze, Propf für eine prekäre psychische Struktur von Menschen zu sein, die zu einer Existenz als isolierte einzelne verurteilt sind“ (ebd.: 134f.), dann dürfte dies auch für diejenigen zutreffen, die sich über die diversen queeren *Identity-Tickets* selbst kategorisieren. In jedem Fall lässt sich vor diesem Hintergrund die These gut begründen, dass die mit solchem *Selbstkategorisieren* verbundenen sexuellen Interessen dem Besonderen und der Subjektivität des Liebesobjektes umso gleichgültiger gegenüberstehen, je mehr sie sich auf Attribute richten, „die fetischistische Züge einfangen“ (ebd.: 54).

Untermauern lässt sich dies weiterhin im Anschluss an die schon kurz angesprochene These von Heinz Gess, dass sich im „Warenfetischismus [...] und im Ticketdenken [...] die gleiche Sache nach verschiedenen Seiten“ (2009: 25) darstelle. Wie im Warenfetischismus der „Wert der Waren [...] trügerisch die Stelle des Gebrauchswertes“ (ebd.: 25f.), nehme so auch „der sexuelle Fetisch die Stelle des geliebten anderen Menschen“ (ebd.) ein. Gess' an Adorno anschließende weitere These ist nun, dass im Warenfetischismus, der „libidinöse[.] Affekt“ (ebd.: 25) als „in sekundären Narzissmus verkehrte Liebe [...] dem Tauschwert an den Dingen als reinem Spiegel [...] gesellschaftliche[r] Anerkennung“ (ebd.) gilt. So lassen die den queeren *Selbstkategorisierungen* entsprechenden *gesellschaftlichen Repräsentationen* erwarten, „mit dieser Inszenierung bei jenen [...] Anerkennung zu bekommen, die sich zu demselben Ticket hingezogen fühlen“ (ebd.: 26), sodass „die fetischistische Anerkennung gewährt wird“ (ebd.).

Wie dies schon als Folge von *tuning* dargelegt wurde, sind jedoch auch solche *gesellschaftlichen Repräsentationen* häufig mit einem Empfinden verbunden, dass die damit erlangte „fetischistische Anerkennung nicht [...] wirklich ‚echt‘ ist und [...] keine wirkliche Befriedigung gibt“ (ebd.: 26f.). Im Anschluss an Gess lässt sich weiter argumentieren, dass gerade die Ahnung, dass selbst diese „schale Anerkennung jederzeit entzogen werden kann, weil sie sich auf nichts als auf das gehaltlose Ticket, den Tauschwert, stützt, dessen Inhalt nahezu beliebig austauschbar ist“ (ebd.: 27), die über eine entsprechendes *Selbstkategorisieren* sich *Identifizierenden* dazu bringt,

„immer wieder neu das Verdikt über die Nicht-Identischen“ (ebd.) auszusprechen, „und stets mit Argusaugen darauf zu achten, ob und wie sich die herrschende Meinung im Kollektiv [verändert], dessen Anerkennung“ (ebd.) gesucht wird.

Im Hinblick auf diese sozialpsychologischen Überlegungen zum *Selbstkategorisieren* ist jedoch unter Bezug auf Adornos „Qualitative Studies of Ideology“ zu betonen, dass sie nur für diejenigen Geltung beanspruchen können, deren *Selbstkategorisieren* „by rigid acceptance of an extraneous ‘ticket’“ (Adorno 1986b: 425) erfolgt, nicht jedoch für diejenigen, deren „identification based on theoretical thinking and moral reflections rather than on an immediate feeling that this is ‘my’ cause“ (ebd.). So handele es sich – wie Adorno betont – um einen gravierenden Unterschied, „whether they are ‘ticket thinkers’ [...] or whether their attitude [...] can be called an autonomous one based on thinking of their own“ (ebd.: 438).

Jenseits der empirisch nur schwer zu erfassenden Frage (vgl. May 2019: 51ff.), wie reflektiert und autonom jeweils ein (*Selbst-*)*Kategorisieren* erfolgt, ist jedoch noch einmal daran zu erinnern, dass die entsprechenden *gesellschaftlichen Repräsentationen* gerade als kollektive auch mit dem Anliegen verbunden sein können, sich angemessen in der Gesellschaft *repräsentiert* zu sehen. So verweist etwa Nancy Fraser darauf, dass „[i]m Zuge eines intensivierten, feministischen Gärungsprozesses [...] die Frauengruppen [...] neue Vokabulare und neue Formen des gezielten Ansprechens eingeführt“ (1994: 265) haben, was zweifellos mit einem entsprechenden *Kategorisieren* einhergegangen ist. Im Hinblick auf das *Selbstkategorisieren* als „feministische[...] Frauen“ (ebd.: 266) betont Fraser, dass sie dadurch „zu »Frauen« im Sinne eines sich diskursiv selbstkonstituierenden politischen Kollektivs geworden [sind], obgleich eines sehr heterogenen und fraktionierten Kollektivs (ebd.), was sich heute in den diversen queeren *Selbstkategorisierungen* gesellschaftlich – in all den skizzierten Bedeutungen dieses Wortes – *repräsentiert*. Das von Linkerhand als *Identity-Ticket* begrifflich Gefasste, ist dabei nur eine Variante einer solchen *gesellschaftlichen Repräsentation*. So ist weniger die Kategorie an sich als das *WIE* des Kategorisierens der „Unterschied, der einen Unterschied macht“ (Bateson 1983: 582).

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1986a: Soziologische Schriften II.: Vorurteil und Charakter. In: ders.: Gesammelte Schriften Bd. 9.2. Frankfurt (am Main)
- 1986b: Soziologische Schriften II.: Part IV. Qualitative Studies of Ideology. In: ders.: Gesammelte Schriften Bd. 9.1. Frankfurt am Main, S. 262–508
- Bateson, Gregory 1983: Ökologie des Geistes. Frankfurt am Main
- Cremer-Schäfer, Helga/Steinert, Heinz 2014: Straflust und Repression. Zur Kritik der populistischen Kriminologie. Münster, Westfalen

- Elias, Norbert 1997: Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Frankfurt am Main
- Fraser, Nancy 1994: Widerspenstige Praktiken. Macht, Diskurs, Geschlecht. Frankfurt am Main
- Gess, Heinz 2009: Lichtung: Ticketmentalität. Reflexionen über Kommentare aus dem deutschen Mainstream zur Kritik am Berliner Gebetsraumurteil. Teil 2. https://www.kritiknetz.de/images/stories/texte/lichtung_teil_2.pdf. zuletzt abgerufen am 15.5.19
- Goffman, Erving 1967: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main
- Hillmann, Karl-Heinz 1994: Wörterbuch der Soziologie. Stuttgart
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. 1986: Dialektik der Aufklärung. In: Adorno, Theodor W.: Gesammelte Schriften Bd. 3. Frankfurt am Main.
- Jaeggi, Rahel 2009: Was ist eine (gute) Institution? In: Forst, Rainer et al. (Hrsg.): Sozialphilosophie und Kritik. Frankfurt am Main, S. 528–544
- Jörissen, Benjamin 2010: George Herbert Mead: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Perspektive des Sozialbehaviorismus. In: Jörissen, Benjamin/Zirfas, Jörg (Hrsg.): Schlüsselwerke der Identitätsforschung. Wiesbaden, S. 87–108
- Keupp, Heiner 2005: Patchwork-Identität – Riskante Chancen bei prekären Ressourcen. http://www.ipp-muenchen.de/texte/keupp_dortmund.pdf zuletzt abgerufen am 15.5.19
- Keupp, Heiner et al. 2008: Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg
- Langer, Susanne K. 1992: Philosophie auf neuem Wege. Das Symbol im Denken, im Ritus und in der Kunst. Frankfurt am Main
- Lefebvre, Henri 1972: Das Alltagsleben in der modernen Welt. Frankfurt am Main: Suhrkamp
- 1977: Kritik des Alltagslebens. Kronberg/Taunus
- Linkerhand, Koschka 2017: Treffpunkt im Unendlichen. Das Problem mit der Identität. In: l'Amour laLove, P. (Hrsg.): Beissreflexe. Kritik an queerem Aktivismus, autoritären Sehnsüchten, Sprechverboten. Berlin, S. 52–60
- Lorenzer, Alfred 1972: Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt am Main
- 2006: Der Symbolbegriff und seine Problematik in der Psychoanalyse. In: ders.: Szenisches Verstehen. Zur Erkenntnis des Unbewussten. Kulturanalysen, Bd. 1. Marburg, S. 201–218
- Marx, Karl 1988: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie; Bd. 1, Buch 1. Der Produktionsprozeß des Kapitals. Berlin
- 2009: Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte. In: Marx, Karl/Engels, Friedrich: Werke Band 8. Berlin, S. 115–123
- May, Michael 2004: Selbstregulierung. Eine neue Sicht auf die Sozialisation. Gießen
- 2005: Geschlechtliche Codes sozialer und ökonomischer Strukturen. Eine (nicht nur) theoriegeschichtliche Vergewisserung. In: Widersprüche Redaktion (Hrsg.): Genders

- neue Kleider? Dekonstruktivistischer Postfeminismus, Neoliberalismus und die Macht. Widersprüche, Band 95. Bielefeld, S. 61–85
- 2019: Sozialpädagogische Kritik der Lebensformen? Zu den Maßstäben von Kritik und Solidarität in der Sozialen Arbeit. In: Widersprüche Redaktion (Hg.): Kritische Solidaritäten? Münster, S. 49–63
- Mead, George Herbert 2015: Mind, self, and society. The definitive edition. Chicago
- Piaget, Jean 1975: Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde. In: ders.: Gesammelte Werke, Band 1. Stuttgart
- Sander, Louis W. 2009: Die Entwicklung des Säuglings, das Werden der Person und die Entstehung des Bewusstseins. Stuttgart
- Schmidt, Siegfried J. 1990: Der Radikal Konstruktivismus: Ein neues Paradigma im interdisziplinären Diskurs. In: Schmidt, Siegfried J. (Hrsg.): Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus. Frankfurt am Main, S. 11–88
- Steinert, Heinz 1979: Etikettierung im Alltag. In: Heigl-Evers, Anneliese (Hrsg.): Lewin und die Folgen. Gruppendynamik, Sozialpsychologie, Gruppentherapie. Die Psychologie des 20. Jahrhunderts, VIII. Zürich, S. 388–404
- 1985: Zur Aktualität der Etikettierungs-Theorie. In: Kriminologisches Journal 17, 1, S. 29–43
- Stern, Daniel N. 1992: Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart
- 1998: Die Mutterschaftskonstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. Stuttgart
- 2005: Der Gegenwartsmoment. Veränderungsprozesse in Psychoanalyse, Psychotherapie und Alltag. Frankfurt am Main
- Stern, Daniel N. et al. 2012: Veränderungsprozesse. Ein integratives Paradigma. Frankfurt am Main
- Susemichel, Lea/Kastner, Jens 2018: Identitätspolitik. Konzepte und Kritiken in Geschichte und Gegenwart der Linken. Münster
- Turner, John C. 1984: Social identification and psychological group formation. In: Tajfel, Henri (Hrsg.): The social dimension. European Developments in Social Psychology. European studies in social psychology, Band 8. Cambridge, Paris, S. 518–538
- 1999: Some current issues in research on social identity and self-categorization theories. In: Ellemers, Naomi/Spaans, Russell/Doojse, Bertjan (Hrsg.): Social identity. An introduction. Oxford, S. 6–34
- Turner, John C. et al. 1987: Rediscovering the social group. A self-categorization theory. Oxford
- Vinnai, Gerhard 1982: Das Elend der Männlichkeit. Heterosexualität, Homosexualität und ökonomische Struktur; Elemente einer materialistischen Psychologie. Reinbek bei Hamburg
- Winkler, Michael 1988: Eine Theorie der Sozialpädagogik. Stuttgart

*Michael May, Fachbereich Sozialwesen, Hochschule RheinMain,
Kurt-Schumacher-Ring 18, 65197 Wiesbaden
E-Mail: Michael.May@hs-rm.de*